

Die Grenzwächter wohnen im Permafrost

Autor(en): **Gantenbein, Köbi**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design**

Band (Jahr): **8 (1995)**

Heft 3

PDF erstellt am: **24.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-120142>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Grenzwächter wohnen im Permafrost

In welchem Land entsteht Hochparterre? In der Schweiz – klar, aber was ist die Schweiz? Antworten dazu gab Köbi Gantenbein den Studierenden des Fachbereichs Design an der Fachhochschule Köln. Seine Vorlesung fand am 7. Dezember 94 statt, drei Tage nachdem das Schweizer Volk Ja zu verschärften Gesetzen gegen Ausländer gesagt hat.

Nehmen wir eine Karte Europas, wie sie die Autofahrer brauchen. Alle Bilder von Geländeformationen treten zurück, hohe Berge oder undurchdringbare Sümpfe sind nur angedeutet, markant sind eigentlich nur die Strassen, klassiert von der Autobahn bis zur Überlandstrasse. Als Schweizer muss ich sagen: So nicht! Dieses Design ist manipuliert, denn nur ganz zart angedeutet sehen wir die Grenze, die unser kleines Inland vom grossen Ausland unterscheidet. Nicht einmal schraffiert ist sie. Dabei müsste, wäre die Gestaltung demokratisch legitimiert, Prägedruck her, und die Grenze wäre gar als Relief abzubilden. Denn unsere Herzens- und Geldkraft, die Grenze des Landes zu gestalten und zu verteidigen, ist gross: Nein zur UNO, Nein zum EWR, Nein zur erleichterten Einbürgerung für junge niedergelassene Ausländer, Nein zu UNO-Blauhelmen, Ja zu verschärften Gesetzen gegen Ausländer. Knapp Ja zum Antirassismus-Artikel. Wir verteidigen unser Land.

*

Selbstverständlich – nicht alle sind Grenzwächter. Wir haben zum Beispiel die ökonomischen und die politischen Modernisten. Die einen verdienen mehr Geld, wenn die ökonomischen Grenzen abgebaut sind. Sie haben also ein unmittelbares Interesse an Worten wie freier Markt und erklären die Grenze zum Folklorepro-

blem. Sie sind vorab für den freien Fluss des Kapitals. Dass die Schweizer Ja sagen zum EWR-Abkommen schien ihnen wichtig, und sie gaben dafür viel Geld aus. Genützt hat es nichts. Einige dieser Modernisten sind nicht nur für den freien Fluss von Waren und Geld, sondern auch für den von Personen, weil auch die Arbeitskraft in Bewegung sein muss. Auch finden sie das Multikulturelle am Feierabend ganz charmant. Aber die Gruppe markiert ganz klare Grenzen: Wenn es um Angelegenheiten wie die europäische Sozialcharta geht oder um Mitbestimmung in den Betrieben, wie sie in Deutschland zum Beispiel schon lange gang und gäbe ist, ziehen sie den Strich: So nicht – hier ist unser Inland.

*

Kleiner ist die Gruppe der politischen Modernisten. Sie sind unsere intellektuelle Elite samt Anhang, und sie sitzen mit Vorliebe im französisch sprechenden Teil des Landes, in den grösseren Städten, in den Redaktionen der Medien und in der sozialdemokratischen Partei, die sich als einzige Partei gegen die Landesabriegelung ausspricht. Diese Menschen hoffen, dass das Landesinnere etwas renoviert werden kann, wenn Grenzen abgebaut werden. Und sie erinnern sich, wie das vor 150 Jahren möglich war, als der Staat Schweiz gegründet worden ist.

*

Allein – die lauen und die überzeugten Grenzabbauer sind in der Minderheit. In der Mehrheit sind die Grenzwächter. Für sie ist die Schweiz nicht 150, sondern 700 Jahre alt. Sie sind sich nicht alle einig, aber ihr Nenner ist die Angst. Die einen haben Angst, dass es ihnen materiell schlechter ge-

hen wird. Diese Leute wälzen sich in der Nacht im Bett hin und her, wenn sie an ihre fixen Kosten denken fürs Einfamilienhaus, für die Leasingraten, für die vielen Versicherungen. Angst haben sie natürlich auch, dass sie ihre Arbeit verlieren. Und es stimmt wohl: Real geht es bei uns vielen Menschen schlechter als auch schon. Obschon sie noch weit weg von Armut sind, spüren viele ein Würgegen im Hals. Sie sind zornig, weil ihr Stand, der Mittelstand, untergeht, und sie verteilen rundherum die Schuld: auf die Grünen, auf die Linken, auf die Bürokraten in Brüssel. Besser weg kommen dafür die Sanierer in den Unternehmen und die Banken, die stolz ihre guten Gewinne vorstellen. Tüchtige Grenzbauer sind auch die, denen es wirklich schlecht geht, das heisst, die, die sich den landesüblich hohen Lebensstandard nicht leisten können. Und davon gibt's in der Schweiz immer mehr. Zurzeit etwa 20 Prozent. Die Worte «Neue Armut» werden so normal, dass mit der Sanierung der Staatsfinanzen zurzeit ganze Gruppen ausgegrenzt werden. Sie nehmen die Faust aus dem Sack und legen Ziegelsteine auf den Grenzwall. Wer versteht ihre grosse Enttäuschung nicht? Zu den Grenzwächtern gehört auch eine Berufsgruppe: die Bauern. Sie merken, dass der staatliche Schutz für ihr Tun Grenzen zwingend nötig macht. Aber die Bauern sind ja nicht nur Interessent, sondern auch Eigenartverwalter. Klein an der Zahl, nur drei Prozent der Bevölkerung arbeiten in der Landwirtschaft, sind sie doch einflussreiche Ideologen. Sie appellieren daran, dass jeder Schweizer irgendwo in Herzen und Herkunft Bauer und damit Urschweizer sei. Das könne man nicht einfach so über Bord werfen, ohne nationalen Schaden zu verursachen. Nicht zu vergessen bei den Grenzwächtern sind schliesslich die Grünen und Bunten. Etwa 20 Pro-

zent machen sie immerhin aus. Sie haben nicht egoistische, sondern avantgardistische Ängste: Sie glauben an die Qualität der Schweizer Standards, zum Beispiel im Umweltschutz, und misstrauen den grossen Standards Europas. Eigen ist ihnen die schweizerische Arroganz, dass die Ausländer es sowieso schlechter machen als die Inländer. Der grosse Unterschied zu den Egoisten: Sie haben ein zukunftsträchtiges Projekt. Sie setzen es um in der Alpeninitiative zum Beispiel. Hier nutzen sie das Grenzenbauen, um die Schweiz vor Lastwagenungetümen zu schützen. Bezeichnen-derweise aber haben sie die inländischen Lastwagen nicht in ihre Initiative aufgenommen, obschon ja der Transitverkehr einen wohl erschreckenden, aber nur kleinen Teil des Verkehrschaos in den Alpen ausmacht. Alles in allem: Diese breite, vielfältige Gruppe Grenzwächter wird auch in Zukunft dafür sorgen, dass Ziegelstein auf Ziegelstein rund um das Land gelegt wird.

*

Interessant ist: Im Inland – im Raum, den Grenzwächter und Grenzöffner bewohnen – sind die Grenzen verwischt. Bandstadt hat der Städteforscher André Corboz den Raum zwischen dem Boden- und dem Genfersee genannt. In dieser Bandstadt gibt es keine traditionellen Orientierungspunkte wie Markt, Rathaus, Kathedrale und Strassenring – wozu auch –, sondern eine Autobahn als Rückgrat einer lang gezogenen Siedlung mit Raststätten, Auf- und Abfahrten und Verzweigungen. Rund um die herkömmlichen Städte St. Gallen, Zürich und Bern sind die Konturen bereits fixiert, ausserhalb ist alles am Werden. In der Bandstadt wechseln schmale und breite Stücke ab. Wir finden herkömmliche Siedlungen, wo her-

kömmliches Dorfleben gepflegt wird. Je näher wir aber zum Rückgrat kommen, um so mehr treffen wir die Konstellationen: Farbige Firmensitze, die ihr Gesicht zur Autobahn oder zum Bahntrasse hin öffnen, Einfamilienhäuser aus dem Katalog, Mehrfamilienhäuser mit grosszügigen Balkonen und Satteldächern geordnet zu burgartigen Siedlungen, Gewerbebezonen mit gleichförmigen Containern, in denen produziert und vor allem gelagert wird, und just nebendran ein altes Bauernhaus. Fast wie ein Korridor begleitet dieses spannende Ensemble das Rückgrat. Der Kern der Bandstadt ist aber mobil. Er heisst Auto und steuert eine paradoxe Grenzdebatte. In der Bandstadt – etwa in den Kantonen Aargau oder St. Gallen – wohnen die Menschen, die sich intensiv mit dem Auftürmen der Landesgrenze beschäftigen. Sie pflegen und hegen das schweizerische Idyll und grenzen alles ab und aus, was nach Gesellschaft riecht, ihre drogenkonsumierenden Kinder zum Beispiel, die Ausländer, die grünen Emanzen und die weltverbessernden Dienstverweigerer. Geht es allerdings um ihr

Auto, rufen sie zum Krieg gegen die Grenzen auf: Freie Fahrt für freie Bürger. Und sie, die Bewohner der scheinbar grenzenfreien Bandstadt, wettern dann auch gegen die letzten Verteidiger herkömmlicher Urbanität. Und ein altes Muster wird neu: Das herkömmlich städtische, das romantisch verklärte Bild urbanen Lebens, wie wir es mögen, braucht Grenzsteine im Landesinnern: Parkplatzreduktion, Schadstoffgrenzwerte, Pfortneranlagen und Einbahnstrassenregimes. Die Menschen aus der Bandstadt können solches nicht begreifen, denn sie wollen am Morgen auf breiter Strasse zum Parkplatz vor dem Bürohaus fahren. Dann wieder hinaus zum Häuschen im Grünen und dann frisch geduscht und gepudert am Abend wieder hinein in die Stadt zu Konsum und Freizeitfreuden. Und das gerne in Horden und selbstverständlich mit dem Auto.

*

In der Bandstadt wohnt bei uns die Mehrheit der Bevölkerung, eine Minderheit wohnt in den Bergen. Die Ber-

ge aber sind mächtig, denn sie einen die Schweizer, seien sie nun Grenzauf- oder -abbauer. Aber auch die Berge sind bedroht von einer Grenze: Der Klimawandel setzt sie. Ein eindrückliches Bild sah ich, als ich auf den Gemsstock bei Andermatt im Kanton Uri stieg. Nach dreieinhalb Stunden kam ich plötzlich statt auf dem Gipfel auf einer Baustelle mit einem grossen Zementlager an. Zuerst vermutete ich, dass hier eine Galerie für die Skifahrer in den Felsen gebaut werde. Ein Bauarbeiter klärte auf. Sie seien hier oben, um den zerfallenden Berg mit Betoninjektionen zu retten. Ich lerne: Weil das Klima wärmer wird, taut das Eis, das den Berg bisher zusammengehalten hat. Und wenn es den Permafrost nicht mehr gibt, fällt der Berg auseinander und dann Stück für Stück ins Tal hinunter. Man muss sich das vorstellen: Die Schweizer Berge zerfallen! Neben den vielfältigen Katastrophen vom Murgang bis zum Steinschlag ist damit auch unser Selbstverständnis bedroht. Wie soll man die Landesgrenze verteidigen, wenn der Landeskern verfällt? Wie soll man autofahrend sein Land er-

kunden, wenn Felsbrocken auf der Autobahn liegen? Wie soll man das Land öffnen und renovieren, wenn es nur noch wüstes, von der Natur zurückerobertes Land ist? Also lässt die Bergrettungsaktion nicht auf sich warten. Die Definition der Grenze am Berg fordert die Technik. Das Schutz- und Schirmdesign, wie wir es von Lawinen-, Bach- und Hangverbauungen kennen, wird um ein Kapitel reicher. Die harten Eingriffe der Bauarbeiter sind aber nur ein Teil der Pflege. Klug voraussahend wird im Engadin bei Pontresina geforscht, weshalb der Berg zerfällt und wie er saniert werden könnte. Es genügt aber nicht, Natur einfach einzugrenzen. Nötig ist auch, verstärkt Bilder zu produzieren von Bergwelten und Landschaften. Einen Aufschwung nahm letztes Jahr die Produktion von Ländlermusik, und zwar nicht nur im Musikantenstadel, sondern auch im Stübli der Fortschrittlichen. So sind wir hoffnungsvoll: Die neu erfahrene Grenze wird all die Fraktionen, die über den Auf- und Abbau von Grenzen streiten, vereinigen. Die Pflege der Berge wird einmal mehr die Schweiz retten.

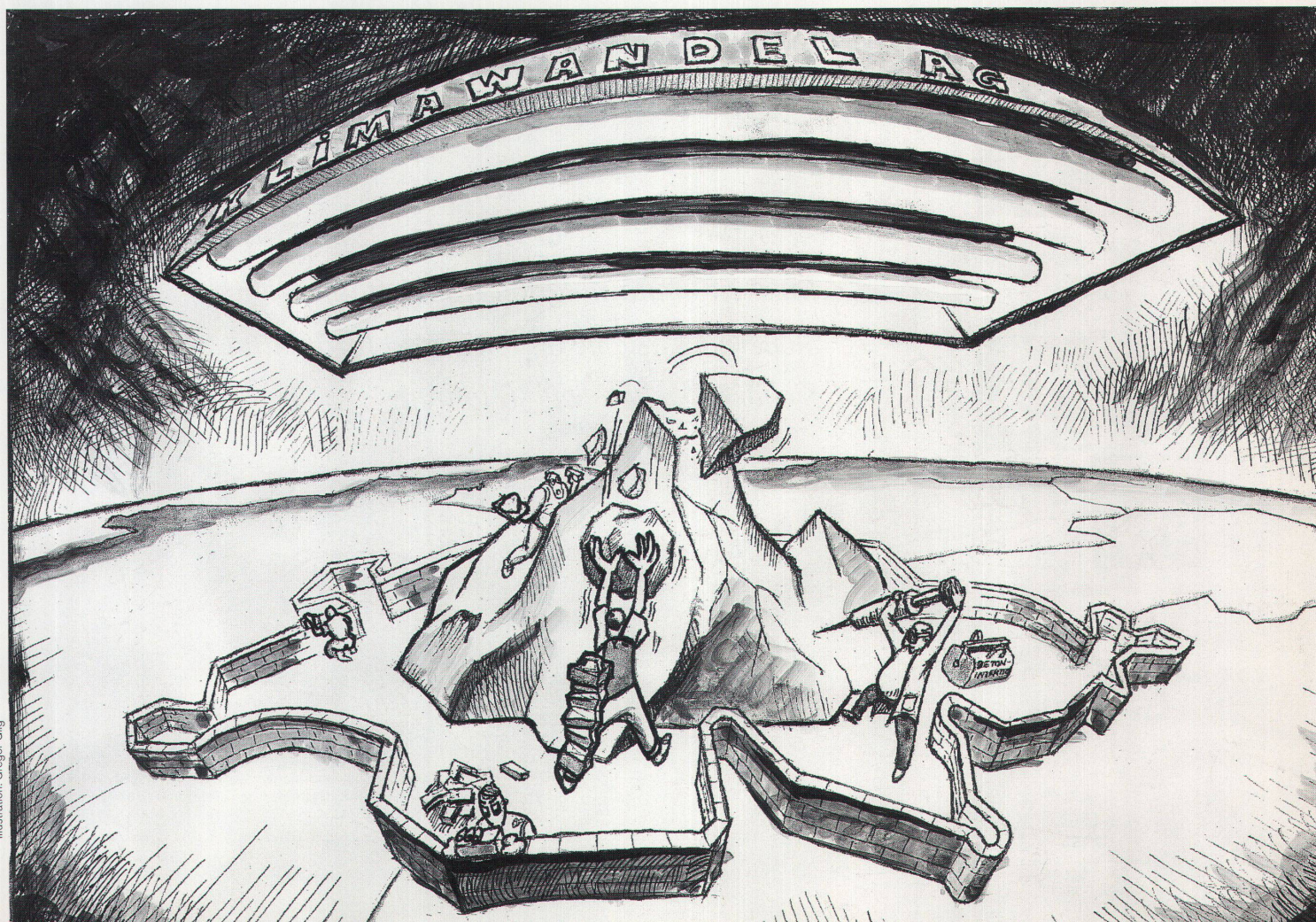


Illustration: Gregor Glig